

MICKAËL LABBÉ

PLATZ

NEHMEN

**GEGEN EINE ARCHITEKTUR
DER VERACHTUNG**

AUS DEM FRANZÖSISCHEN ÜBERSETZT VON FELIX KURZ

EDITION NAUTILUS

Die Originalausgabe des vorliegenden Buches erschien unter dem Titel *Reprendre place. Contre une architecture du mépris*
© 2019, Éditions Payot & Rivages

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des Institut Français.

Die Arbeit des Übersetzers wurde vom französischen Übersetzerverband ATLAS mit einem Aufenthaltsstipendium im CITL Arles gefördert.

Sofern nicht anders angegeben, sind Zitate aus anderen Werken von Felix Kurz übersetzt.

Edition Nautilus GmbH
Schützenstraße 49 a
22761 Hamburg
www.edition-nautilus.de
Alle Rechte vorbehalten
© Edition Nautilus GmbH 2022
Deutsche Erstausgabe September 2023
Umschlaggestaltung: Maja Bechert
www.majabechert.de
Satz: Corinna Theis-Hammad
www.cth-buchdesign.de
Porträt des Autors
auf Seite 6: © Emilie Vialet



Druck und Bindung:
CPI – Clausen & Bosse, Leck
1. Auflage
ISBN 978-3-96054-330-5

Für Franck Fischbach







**THIS
SPACE
OCCUPIED**



»Großstadtbewohnern wird immer vorgeworfen, dass sie sich nicht genügend an der Lokalpolitik beteiligen. Erstaunlich ist aber vielmehr, dass sie genau das noch immer versuchen.«

JANE JACOBS

INHALT

Vorwort zur deutschen Ausgabe 11

Vorwort 15

Einleitung. *Drei Wege* 21

Der Raum des »Wir« 23 • Die Stadt gegen ihre Bewohner 25 • Die Revolte der Bewohner 27 • Zurück zum Lokalen 29 • Unsere Städte umgestalten 32

ERSTER STREIFZUG

Die urbanen Pathologien des Sozialen 37

***Ausgrenzung* 39**

Eine Bank in Camden Town 39 • Die Unerwünschten 42 • Soziale Verachtung 45 • Der infizierte Raum 47 • Der unsichtbare Bewohner 50

***Enteignung* 55**

Tourismusphobie 55 • Eine Stadt bringt sich um 59 • »Willkommen zuhause!« 62 • Unsere Städte sind »Zones à défendre« 66 • Nachbarschaftliches Zusammenleben 69

***Privatisierung* 73**

Business Improvement District 73 • In Jackson Heights 76 • Räume der Kriminalität 80 • Von der Shopping Mall zum Ghetto 84

ZWEITER STREIFZUG

Der Einsatz der Bewohner 89

***Recht auf Stadt* 91**

Von der Stadt zum Urbanen 93 • Das verstümmelte Individuum 96 • »In der Stadt zu leben heißt, sich einen Raum anzueignen« 99 • Eine notwendige Utopie? 103

***Räume, die uns gehören* 111**

Die Party ist vorbei 111 • Hütten und Löcher 113 • Platz, ZAD und Viertel 119 • Eine Stadt des Vertrauens 127 • Die Logik der Straße 131 • Gewöhnliche Orte, Orte der Emanzipation 134

DRITTER STREIFZUG

Architekturen 139

***Aneignungen* 141**

Materialisierung des Kampfes 141 • SESC Pompéia – ein genossenschaftliches Stadtquartier 144 • Die Spielplätze von Aldo van Eyck 153

***Für die Architektur* 161**

Öffnungen und Großzügigkeit 161 • Architektonische Widerstände 165 • Was Stadtarchitektur leisten kann 169 • Eine Architektur der Achtung 172 • Architektur ist nicht in erster Linie eine Kunst 176

Schluss. *Die Rauchschwaden von Notre-Dame* 183

Epilog 187

Danksagung 193

Anmerkungen 195

Bildnachweise 204

VORWORT ZUR DEUTSCHEN AUSGABE

Seitdem dieses Buch im Oktober 2019 auf Französisch veröffentlicht wurde, ist viel geschehen; manche Stimmen behaupten sogar, dass wir in einer neuen Ära leben. Und in der Tat: Ob es um die Corona-Pandemie geht, um die Rückkehr des Krieges auf europäischen Boden oder um den Klimawandel, dessen Dramatik sich Tag für Tag eindringlicher zeigt – die Geschichte hat uns nicht verschont.

Die Fragen, denen das vorliegende Buch nachgeht, sowie die in ihm bekundeten Bedenken und Hoffnungen sind in Frankreich wie in Deutschland und anderswo jedoch weiterhin aktuell. Im todbringenden Zeitalter des Kapitalozäns steht nicht weniger auf dem Spiel als die Bewohnbarkeit der natürlichen und menschengemachten Umwelt. Auf sämtlichen Ebenen erweisen sich Fragen von Raum, Stadt und menschlich besiedelten Gebieten im Allgemeinen sowie die Art ihrer Herstellung als absolut entscheidend, zumal wenn man bedenkt, dass im Jahr 2050 rund 68 Prozent der Weltbevölkerung in Städten leben werden (mit erheblichen Unterschieden und nicht hinnehmbaren Ungleichheiten zwischen den Orten).

Die Frage »Wer hat ein Recht auf Stadt?«, die den roten Faden des Buches bildet, ist Gegenstand eines ständigen Kampfs und in der Praxis immer schon beantwortet. Ausschlaggebend sind dabei aber nicht die Stadtbewohner, sondern andere Akteur:innen, die über die Mittel verfügen, unsere Räume gemäß ihren eigenen Interessen zu gestalten – Interessen, die sich nicht unbedingt mit denen der

Mehrheit der Bürger decken, um es vorsichtig zu formulieren. Die kapitalistische Produktion des städtischen Raums und menschlich besiedelter Milieus im weitesten Sinne führt dazu, dass uns Möglichkeiten einer gemeinsamen Aneignung unserer objektiven Lebensbedingungen, eines Kampfes für eine sozial und ökologisch gerechtere, von mehr Gleichheit und Vernunft geprägte Existenz, die der Vielfalt menschlicher wie nicht-menschlicher Arten des Siedelns Raum gibt, massiv entzogen werden.

Welches Gewicht haben wir als gewöhnliche Bürger bei den Entscheidungen, die die von uns tagtäglich durchstreiften und mit Leben gefüllten Räume betreffen, im Vergleich zu Investor:innen, den Wirtschaftsinteressen großer Unternehmen und Plattformen, den kommunalen Behörden, dem Staat? Und welches Gewicht haben bestimmte Gruppen wie Obdachlose, Jugendliche, Prekäre, Menschen aus den ärmeren Vororten, Frauen, Migrant:innen, Alte und Kinder im Rahmen einer Stadtentwicklung, die den heteronormativen Bedürfnissen der weißen und gutsituierten »kreativen Klassen« sowie der Logik eines Systems folgt, das Räume nicht als bewahrenswertes Gemeingut behandelt, sondern als zu verwertende Waren? Wie können wir eine andere Art, die Welt zu bewohnen, gegen die tagtäglich stärker dominierende durchsetzen, wie gegen eine Vision der Welt kämpfen, die auf den Werten hierarchischer Machtbeziehungen und profitorientierter ökonomischer Verhältnisse beruht? Wie können wir für einen anderen Gebrauch der natürlichen und sozialen Welt kämpfen, nach dem nicht nur ein stetig wachsender Teil der Jugendlichen ein Bedürfnis verspürt, sondern zahlreiche gesellschaftliche Gruppen?

Verzichtet man darauf, diese Fragen zu stellen, und unterschreibt stattdessen die Erzählung der Herrschenden, dann verzichtet man auf die Demokratie – auf die Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Ansichten, auf

den Kampf für eine Vielfalt von Lebensweisen jenseits der Asymmetrien von Vermögen, Klasse, Geschlecht und ethnischer Zugehörigkeit, die unsere Gesellschaften strukturieren. Auf eine andere Art des Daseins als jene, die es einer gesellschaftlichen Minderheit erlaubt, über die Möglichkeiten der Existenz (und sogar des Überlebens) der ungeheuren Mehrheit gewöhnlicher Menschen zu bestimmen.

Aus diesem Grund freut es mich, dass das deutschsprachige Publikum nun Zugang zu den in diesem Buch vorgestellten Reflexionen hat. Es freut mich umso mehr, als mich meine persönliche Geschichte in vielfacher Weise mit Deutschland verbindet, sowohl privat wie theoretisch. Was den letzteren Aspekt betrifft, bleibt *Platz nehmen* dem Erbe der Sozialphilosophie und kritischen Theorie der Gesellschaft verpflichtet, die eine seiner wichtigsten Inspirationsquellen bildet. Zahlreiche Kämpfe auf dieser Seite des Rheins haben das vorliegende Buch inspiriert und inspirieren auch weiterhin – von den Initiativen für das »Recht auf Stadt«, mit denen sich Menschen vor allem in Hamburg, aber auch andernorts dagegen wehren, ihrer Städte enteignet zu werden, bis hin zum Mut der Aktivist:innen, die versucht haben, das Dörfchen Lützerath gegen die Ausweitung des Kohletagebaus zu verteidigen.

MICKAËL LABBÉ, im März 2023

VORWORT

Als Straßburger habe ich das Glück, in einer Stadt zu leben, die kaum etwas von der Gewaltbarkeit heutiger Mega-Metropolen hat. Um von vornherein ehrlich zu sein: Die großen Losungen der Stadtkritik, die ich in der Theorie alle teile, betreffen mich in meinem Alltag sehr wenig. Wer wie ich eindeutig zu den Privilegierten zählt, kann in Straßburg alles in allem gut leben: Die überall präsente Vergangenheit verzaubert die Stunden der Gegenwart, die kurzen Wege lassen sich zu Fuß zurücklegen, man kann hier die paradoxe Erfahrung eines Abenteuers machen, das auf Vertrautheit beruht – Markenzeichen eines bestimmten Lebens abseits der Metropole.

Wie viele Straßburger bin ich häufig auf der Place d'Austerlitz, einem Platz, dessen kürzlich abgeschlossene Umgestaltung einhellig als Erfolg gefeiert wird. Als ein Ort, der die gezielte Zurückeroberung urbanen Glücks perfekt verkörpert, zieht er immer mehr Menschen an und gibt einem Viertel, dem es früher an Charme und Urbanität mangelte, ein neues Gesicht. Ehemals befand sich hier ein wenig einladender alter Busbahnhof von Eurolines, umgeben von schäbigen Cafés – nachts eine verwaiste, beklemmende Gegend am Rande der Innenstadt, die man nur aufsuchte, um in einen Bus zu steigen, tagsüber ein lauter, hektischer Ort voller Touristen, die wegen unseres prachtvollen Münsters und der elsässischen Spezialitäten anreisten. Heute begegnet uns hier stattdessen ein begrünter, autofreier, von zahllosen angesagten Cafés gesäumter Platz,

den wir nach der Arbeit gerne aufsuchen, wo Kinder gefahrlos spielen können, während sich ihre Eltern auf dem Nachhauseweg einen Moment der Entspannung gönnen, wo sich Studierende mit Berufstätigen und ein paar Hausbesetzern mischen, die das bunte Treiben genießen. Aus einem verödeten Platz ist ein lebendiger Ort, ein beliebtes Viertel geworden; viele meiner Freunde sind in die angrenzenden Straßen gezogen. Die Place d'Austerlitz ist heute ein Muss, *the place to be* für jeden, den es ins Zentrum des urbanen Lebens von Straßburg zieht.

Auch ich bin oft dort. Doch seit einer Weile sind diese Ausflüge von einem gewissen Schuldbewusstsein getrübt, auch wenn ich von ihnen nicht lassen kann. Jedes Mal beschleicht mich Scham, habe ich das Gefühl, inkonsequent, mir selbst untreu, in meiner Identität angegriffen zu sein. Deshalb gehe ich heute seltener dorthin, auch wenn ich noch nicht ganz »entwöhnt« bin. Aber worin genau besteht das Problem? Warum weckt die scheinbar rundum gelungene Neugestaltung des Platzes auch Gefühle von Verlust und Ungerechtigkeit in mir?

Ab einem gewissen Moment – wann genau, könnte ich nicht mehr sagen – begann ich auf dem Platz bestimmte Instrumente der Ausgrenzung und Verachtung wahrzunehmen, die ihn mir immer weniger sympathisch machten. Es ging nur um schlichte Stühle und Bänke; man könnte andere Sorgen haben, schließlich laden die Möbel zu einem ungezwungenen Aufenthalt ein. Doch es sind nicht irgendwelche Möbel, sondern entweder einzelne Sessel oder aber Bänke, die durch Armlehnen so unterteilt sind, dass man nicht auf ihnen schlafen kann. Kurz: obdachlosenfeindliches Mobiliar und somit ein Beispiel für das, was ich als sogenannte »defensive« Architektur kannte, die bestimmte Bevölkerungsgruppen vertreiben soll. In meiner Stadt. Auf diesem Platz, den ich so gerne aufsuche. Auch die Cafés begannen sich zu verändern: Die alte Kneipe mit schratigem

Wirt und moderaten Preisen, geöffnet bis spät in die Nacht und bevölkert von armen Teufeln, die sich endlos an ihr letztes Glas klammern; das gute alte »Ville de Bâle«, wo die Stammgäste bei einer Tasse Kaffee stundenlang Zeitung lasen oder sich morgens um acht den ersten Rotwein genehmigten – sie sind samt und sonders verschwunden. Es gibt nur noch schicke Cafés, die ungeachtet ihrer stereotypen urbanen Namen (»Café Berlin«, »Café Bâle [Basel]«) nach 17 Uhr keine warmen Getränke mehr ausschenken.

Durch einen Artikel in der Lokalpresse wurde mir klar, was auf der Place d'Austerlitz passiert. In einem dankenswert offenen Interview erklärte der Inhaber eines der neuen Lokale unzweideutig, die Erneuerung des Platzes sei eine Gelegenheit, »die Kundschaft zu verändern« und die Unerwünschten (also die bisherigen Stammgäste) loszuwerden, indem man die Preise erhöht und ab einer bestimmten Uhrzeit keinen Kaffee mehr serviert. Der von der Platzsanierung ausgelöste Schneeballeffekt ließe sich noch weiter nachzeichnen: steigende Mieten, Verdrängung und so fort.

Allmählich stellten sich mir allgemeinere Fragen. Warum stand solches obdachlosenfeindliches Mobiliar auch auf einem anderen Platz in der Innenstadt, anders als noch zwei Wochen zuvor? Oder hatte ich es bislang nur nicht bemerkt? Wo waren die Bänke hin, auf denen ich noch vor ein paar Jahren, als ich in dem Viertel wohnte, stundenlang in der Sonne gelesen hatte? Ich kann die Erneuerung solcher Plätze, denen es nach allgemeinem Dafürhalten bislang an »Urbanität« gemangelt hat, nicht länger begrüßen. Denn die neue vermeintliche Urbanität hat ihren Preis: die Verdrängung der schwächsten sozialen Gruppen. Welche zwingende Notwendigkeit könnte es rechtfertigen, dass solche Mechanismen von Ausschluss und Verachtung immer mehr um sich greifen? Welche unsichtbare Bedrohung unserer Städte nötigt uns dazu? Wer sind diese von Natur

aus zwielichtigen Gestalten, die wir vertreiben müssen? Und vor allem: Wer entscheidet darüber?

Wenn ich diese praktisch überall aufblühenden neuen Viertel sehe, die mit ihren Techno-Clubs und Start-up-Inkubatoren, ihren Orten für Kunst und Kunsthandwerk, kleinen Craftbeer-Brauereien und Biomärkten auf junge Akademiker wie mich zugeschnitten sind, dann üben sie einen Reiz auf mich aus, der sie mir zugleich höchst suspekt macht. Und mir wird schließlich bewusst, wie ich mich mit mehreren Umzügen auf der Suche nach bezahlbaren Mieten immer weiter aus der Innenstadt entfernt habe und wie ein bestimmter Lebensentwurf (mehr Ruhe für das Familienleben, Erwerb von Wohneigentum) aus mir einen Akteur der Gentrifizierung, eine Art inneren Kolonisator macht, mich in einen Prozess hineinzieht, in dem ich ebenso sehr Handelnder wie Leidtragender bin.

Die Place d'Austerlitz ist gleichermaßen Symbol wie Symptom. Für mich verkörpert sie einen Wandel der alltäglich gelebten Beziehung zur städtischen Umwelt, das Gefühl, dass ich mich in dieser Umwelt nicht mehr wiederfinde oder wiedererkenne, ihr nicht mehr so angehöre wie früher; das Gefühl einer Veränderung im Antlitz der von mir geschätzten Stadt, einer Verschiebung, die ungeachtet allen Anscheins von Fortschritt zu mehr Wohn- oder Lebensqualität zugleich eine Art Angriff darstellt und so eine stumme Gewalt, eine unterschwellige Feindseligkeit ausdrückt.

Die geschilderten unmerklichen Veränderungen und das Gefühl von Fremdheit, das sie in mir erzeugen, haben mir vor Augen geführt, dass heute kein Ort mehr sicher ist vor dem Zugriff einer weltweit wirkenden Logik der Produktion von Raum. Keine Stadt und kein Stadtviertel kann sich angesichts eines regelrechten Angriffs auf den gemeinschaftlichen Charakter von Orten noch unversehrt wähen. Nicht augenfällige Gewalt, sondern winzige Ver-

schiebungen in der Physiognomie der Stadt bringen in Straßburg eine Architektur der Verachtung oder Nichtanerkennung und eine neue Karte urbaner Pathologien hervor, die umso gefährlicher sind, als gerade ihr kaum wahrnehmbarer Charakter sie begünstigt. Eine Stadt aber, die sich der Strategie der Ausgrenzung beugt und in deren Raum (selbst an mir lieb gewordenen Orten!) sich der heimtückische Wille materialisiert, bestimmten Menschen zu verstehen zu geben, dass sie unerwünscht sind; kurzum: eine Stadt, die für manche unwirtlich sein will, ist auch für mich und, wie ich fürchte, für uns alle weniger lebenswert.

EINLEITUNG

Drei Wege

»Solange nicht die Betroffenen selbst das Wort ergreifen und sagen, was sie benötigen, vor allem aber: was sie wollen, was sie sich wünschen; solange sie denen, die sich für Experten halten, nicht ständig berichten, wie sie ihre Wohnsituation erleben – solange wird uns eine wesentliche Information fehlen, um das Problem der Stadtentwicklung zu lösen.«

HENRI LEFEBVRE¹

Das Beispiel der Straßburger Place d'Austerlitz steht für eine bestimmte Erfahrung, die heute zur Regel wird. Oftmals kaum wahrnehmbare Veränderungen wirken sich auf die städtische Umwelt aus, in der wir uns nahezu unbewusst bewegen, denn wir bemerken gar nicht mehr, wie sehr sie einen Teil unserer selbst bildet, wie sehr bestimmte Orte uns als Stadtbewohner prägen, weil sich zwischen ihnen das Gewebe unseres Alltags entspinnt: Orte, die wir nutzen oder nur flüchtig streifen, die mit Begegnungen, Austausch und Gewohnheiten verbunden sind, an denen wir einander aus dem Weg gehen oder zusammenleben, uns wohlfühlen oder Beklemmung spüren. Die Häuser und Viertel, in denen wir leben, die Orte, an denen wir mit Freunden ausgehen oder etwas mit unseren Kindern unternehmen, die auf unserem Weg zur Arbeit liegen oder wo

wir täglich Halt machen – sie alle können uns plötzlich fremd werden. Solche Verschlechterungen, wie ich sie konkret an jenem Platz in Straßburg erfahren habe, rücken erneut Fragen in den Mittelpunkt, mit denen jede dezidiert politische Reflexion über Stadtentwicklung beginnen muss: Wer bestimmt über die Stadt? Wem gehört sie? Für wen wird sie gestaltet? Kurz: Wer hat ein Recht auf Stadt?

Selbst wenn wir uns nicht ausdrücklich für eine andere Stadtentwicklung engagieren, mit dem Thema kaum vertraut sind und uns in architektonischen Fragen zumeist für blind halten, betreffen diese Angelegenheiten uns alle, und zwar auf eine ganz existenzielle Weise. Jeder muss irgendwo wohnen, darin besteht ein wesentlicher Teil unserer Identität. Unabhängig von Fachkenntnissen und politischem Bewusstsein gehören wir in Fragen der Stadtentwicklung alle zu den »Betroffenen«, von denen Henri Lefebvre spricht.

Die seit Lefebvre unter der Losung »Recht auf Stadt« artikulierten Bedürfnisse wurden noch nie so systematisch und tagtäglich missachtet wie heute; die Versuche einer Wiederaneignung der Stadt durch ihre Bewohner sind praktisch vollständig gescheitert. Ungeachtet des inflationären Gebrauchs von ideologischen Schlagworten wie »Partizipation« und »Bürgerbeteiligung« zählen die »Betroffenen« und das, was sie wollen und sich wünschen, weniger denn je für die Stadtentwicklung. Selbst das »Recht auf Stadt« dient meist nur als plumper Reklametrick für die Vermarktung von Projekten, in denen sich eine Verachtung der lokalen Bevölkerung ausdrückt. Und diese Verachtung trifft auch die demokratischen Erfordernisse, die mit dem Ideal der Stadt als politischem Raum der kollektiven Willensbildung untrennbar verbunden sind. Was »die Betroffenen« im Sinn haben könnten, interessiert in Wirklichkeit kaum noch jemanden.

Wir sind heute mehr denn je der Möglichkeit beraubt,

unser eigenes Leben zu gestalten, indem wir die Orte gestalten, an denen es sich abspielt – ein Hauptanliegen des Gedankens eines »Rechts auf Stadt«. Die Privatisierung urbaner Räume, die Zunahme von Strategien der Ausgrenzung und Kontrolle, die rein kommerzielle Ausbeutung immer größerer Gebiete und die Herstellung einer stereotyp-standardisierten Stadt durch aggressives *City Branding* sind nur einige der Phänomene, in denen eine pathologische Entwicklung deutlich wird. Diese Strategien führen dazu, dass ein zentrales Element der Existenz demokratischer Gemeinschaften kassiert wird, nämlich die Voraussetzung dafür, unser Zusammenleben zu gestalten, ja überhaupt eine Art »Wir« herzustellen.

Der Raum des »Wir«

Ein wesentlicher, aber selten analysierter Aspekt des Problems besteht darin, dass es ein »Wir« nicht ohne ein »Wo« geben kann, an dem es sich institutionalisiert, verankert, entfaltet, erfindet und vermittelt. Was wir sind oder sein wollen, können wir gar nicht bestimmen, wenn wir auf unser »Wo« keinerlei Einfluss mehr haben. Wie wir soziale und politische Gemeinschaften bilden, hängt von den Orten ab, an denen sie entstehen. Für Politik ist der Ort mitnichten ein bloßer Rahmen oder Behälter, sondern eine wesentliche Bedingung ihrer Möglichkeit (oder Unmöglichkeit); Raum stellt eine grundlegende formelle Dimension für Politik dar: Er nimmt sie nicht einfach als etwas bereits Fertiges in sich auf, sondern prägt sie und hat selbst Anteil an ihrer Herausbildung als einer *Form von Zusammenleben*. Eine menschliche Gemeinschaft existiert nicht im Nirgendwo oder irgendwo, und man bildet nicht in verschiedenen Räumen dieselbe Gemeinschaft. Politik, mit Hannah Arendt als eine bestimmte Organisation der

menschlichen Pluralität verstanden, erfordert Koexistenz, Zusammenleben, Versammlung, Begegnung, Gleichzeitigkeit. Der »politische Raum« ist keine Metapher: Politik gibt es nicht ohne eine materielle und symbolische *räumliche Dimension*, in der das Zusammenleben stattfindet. So gesehen liegt es auf der Hand, dass die Form der Stadt, wenngleich vielfältig und nicht die einzig mögliche Form von Raum, geschichtlich eine entscheidende Rolle für die Schaffung demokratischer Gemeinschaften gespielt hat. Demokratie ist auch eine bestimmte Art, auf der Grundlage gemeinsamer Werte zusammen oder »unter einem Dach« zu leben, und ihre räumliche Dimension nennen wir Stadt.

Wie kann man noch eine Gemeinschaft bilden, wenn sich die Stadtentwicklung offenbar gegen das Allgemeinwohl und die Anliegen der Bevölkerung richtet? Wenn heutige Gesellschaften häufig nicht mehr wissen, wo sie sich in dieser Hinsicht befinden, dann weil sie nicht mehr wissen, *wo überhaupt* sie sich befinden. Sie haben nicht länger die Kontrolle über die Herstellung jenes »Wo«, das sie dennoch bestimmt. *Wo* also befinden wir uns – *wir*, die Bewohner der heutigen Städte? Die Krise unserer Demokratien, kürzlich illustriert von den Forderungen der Gelbwesten, lässt sich auch als eine Krise der demokratischen Orte lesen. Es gibt eine Suche nach anderen Orten, an denen wir uns neu erfinden und den von der Implosion des Urbanen zermahlenden Sinn eines »Wir« wieder herstellen können. Die Orte, an denen wir leben, sind nicht mehr repräsentativ für das, was wir sind, sie repräsentieren uns nicht mehr. Wir erkennen uns nicht länger in ihnen wieder, und zwar aus dem Grund, dass wir auf ihre Gestaltung keinerlei Einfluss mehr haben. Dieser Verlust von Kontrolle zieht einen Verlust unserer selbst nach sich. Unsere Räume machen es schwierig, die Gegenwart eines »Wir« zu erfahren. Es gibt keine Räume, keine Orte mehr, an denen wir ein solches »Wir« herstellen könnten.

Die Stadt gegen ihre Bewohner

Mit dem begeisterten oder resignierten Einverständnis der Stadtverwaltungen oder durch schlichte Immobilien- und Bodenspekulation drängen die privatwirtschaftlichen Interessen des Bau- und Wohnungssektors aggressiv an die Macht. Begleitet vom lauten Schweigen oder der stummen Ohnmacht einer großen Mehrheit der Architekt:innen und Stadtplaner:innen, die gleichwohl an der Herstellung des urbanen Raums beteiligt sind, wird die Stadt ausgehöhlt, verliert sie ihre ureigenste Substanz: nämlich die Konstruktion einer vielfältigen sozialen Gemeinschaft, die Erfindung einer Lebensform durch die Menschen selbst, geprägt von konfliktreichem Nebeneinander und Begegnung. Die guten Absichten, aufrichtigen Bemühungen und realen Erfolge bei der Erfindung anderer Räume sollen nicht klein-geredet werden, und es geht auch nicht darum, eine ideale Stadt heraufzubeschwören, die es so nie gegeben hat. Doch wir müssen uns der Realität einer Entwicklung stellen, die uns – wie so oft – zu entgleiten, sich dem Einfluss ihrer Urheber zu entziehen scheint. Wir müssen versuchen, uns eine Wirklichkeit wiederanzueignen, die wir selbst hervorbringen oder zumindest zulassen, nämlich eine Stadtentwicklung, die sich gegen die Bewohner richtet und von Ausgrenzung und Verachtung geprägt ist. Wenn eine Stadt bestimmte unerwünschte Gruppen abzuschrecken versucht – Obdachlose, Migrant:innen, Jugendliche, Arme oder Mieter, die sich gegen ihre Verdrängung wehren –, wird sie für uns alle unbewohnbar.

Es betrifft uns alle. Selbst Phänomene wie das obdachlosenfeindliche Mobiliar, die scheinbar gar nicht direkt gegen uns gerichtet sind, prägen zutiefst unser Verhältnis zum städtischen Raum, zu anderen und zu uns selbst. Die Stadt teilt uns ständig etwas mit, aber wir bemerken es nicht. Ihre Sprache richtet sich ausnahmslos an uns alle. Die heu-

tigen urbanen Räume sind so mitteilungsfreudig wie nie, und was sie uns zu sagen haben, ist nicht immer besonders erfreulich. Die Sprache der Stadt besteht aus Worten der Verachtung und Nichtanerkennung, die sich in die Züge des urbanen Raums einprägen. Sie ist umso heimtückischer, je leiser sie auftritt: ohne sichtbare Gewalt, kaschiert als unschuldiger architektonischer Entwurf oder schlichte Verwaltungsangelegenheit. Doch der urbane Raum ist kein toter Gegenstand, in dem sich sozioökonomische Probleme oder die technische Organisation einer Reihe von materiellen Aufgaben bloß niederschlagen, sondern ein politischer, lebendiger und mit Bedeutungen aufgeladener Raum, der uns Bewohnern mit einem ganzen System von sinnlich wahrnehmbaren Zeichen der Anerkennung und der Verachtung begegnet. Von der wirtschaftlichen und politischen Macht in Beschlag genommen, ist die Herstellung des Raums heute der Marktlogik unterworfen. Die Einwohner beziehungsweise Bürger werden eines bedeutenden Teils ihres Lebens enteignet, und das auf eine umso machtvollere Weise, als sich diese Enteignung zumeist verdeckt und stumm vollzieht.

Wenn wir uns nicht selbst um die Gestaltung unserer Städte kümmern, werden es andere an unserer Stelle tun – ohne sich um uns zu kümmern. Und sie tun es bereits. Auf diese Weise werden wir ständig neu erschaffen und wissen dies nicht einmal. Die Stadt ist, in den Worten von Robert Ezra Park, »der stimmigste und alles in allem erfolgreichste Versuch des Menschen, die Welt, in der er lebt, stärker nach seinen eigenen Bedürfnissen umzugestalten. Doch die Stadt ist nicht nur die vom Menschen geschaffene Welt, sondern auch die Welt, in der er von nun an zu leben gezwungen ist. Indem er die Stadt hervorgebracht hat, hat er daher indirekt und ohne ein klares Bewusstsein seines Werks auch sich selbst neu hervorgebracht.«²

Die Revolte der Bewohner

Seit einigen Jahren haben sich Gruppen von Bürgern beziehungsweise Einwohnern die Frage des urbanen Raums wieder angeeignet – auf Plätzen, in Parks, auf der Straße und zuletzt an Verkehrskreisel. Die soziale Unzufriedenheit und der Wille, Alternativen zu schaffen, kommen an ganz unterschiedlichen Orten zum Ausdruck. Eine dauerhafte Alternative jedoch konnte bislang keiner dieser Versuche formulieren. Wer einen Ausweg aus der Sackgasse der heutigen Stadtentwicklung sucht, die eine grundlegend von Ungleichheit und Gewalt bestimmte Wirtschafts- und Sozialordnung ausdrückt, fördert und stützt, kann auf drei Modelle einer Verknüpfung von »Wo« und »Wir« zurückgreifen, die allesamt Früchte jüngerer sozialer Erfahrungen sind: das Modell der Platzbesetzung, das Modell des Protestcamps (ZAD, *Zone à défendre*) und das Modell der Neuerfindung des Rechts auf Stadt.

Das Modell der ZAD ist zu begrenzt, da es seinen Schauplatz außerhalb der Städte findet und so ein Wir von Außenseitern hervorbringt. Solche sozialen Gemeinschaften bilden sich auf der Grundlage ihrer Randständigkeit und verfolgen eine Strategie des Exodus, die für die meisten von uns kaum annehmbar oder gar erstrebenswert sein dürfte. Eine Ausweitung dieses Modells auf die gesamte Bevölkerung ist daher unwahrscheinlich. Das Modell der Platzbesetzung wiederum beruht auf einer rein symbolischen Logik. Es benötigt vor allem bekannte Stadtplätze, die sich allenfalls zeitweilig als Lebens- und Wohnorte eignen.

Somit stellt sich die Frage, wie wir »Zentralität« und »Bewohnbarkeit« sinnvoll miteinander verbinden können, obwohl alles dafür spricht, dass diese beiden Dimensionen in der heutigen Stadt unvereinbar sind. Entweder setzt man sich für eine andere Art ein, die (Um-)Welt zu bewoh-

nen, indem man die Stadt verlässt (die Strategie der ZAD); oder man versucht, einen Platz in der Sichtbarkeit des Zentrums zurückzuerobern, gelangt aber nie zu einer wirklichen Besiedlung von Orten (Bewegungen der Besetzung). Deshalb schlage ich vor, das Recht auf Stadt als einen Versuch neu zu denken, die Mittelpunkte unseres Lebens wieder zu bewohnen. Das setzt selbstverständlich voraus, das Verhältnis von Zentrum und Peripherie ebenso neu zu denken wie das Wohnen in seiner alltäglichen Dimension – es geht um das städtische Leben, wie es sich Tag für Tag abspielt, nicht um eine permanente Demonstration.

Als Bürger besetzen wir *schon heute* einen urbanen Raum. Nicht bloß Orte außerhalb der Stadt, wie die ZAD, sondern unsere eigenen Viertel. Vor dem Hintergrund einer umfassenden Entmachtung der Einwohnerschaft, was ihre Gestaltungsmöglichkeiten des Urbanen betrifft, erleben wir die Zerstörung der Stadt als Lebensmilieu oder künstlich-natürliches Ökosystem. Entgegen einer mitunter romantischen Vorstellung von »Natur« als dem Jenseits der Stadt müssen wir uns bewusst machen, dass die urbanen Umwelten ein konstitutiver Bestandteil unserer Ökosysteme sind. Angesichts der Klimakrise erweist sich der Gegensatz Stadt-Natur als unhaltbar, und wir müssen neu bestimmen, welche Rolle Städte dabei spielen könnten, die Erde anders zu bewohnen. Nicht durch Träumereien von einer Rückkehr zur »Natur«, sondern indem wir das ökologisch verstümmelte Leben in den Städten von innen heraus erneuern, können wir – sofern es noch nicht zu spät ist – eine Form von Existenz schaffen, die sich stärker im Einklang mit *unseren* Umwelten befindet.

Deshalb kann es auch nicht darum gehen, rein symbolische Orte zu besetzen. Anstatt die Wall Street oder die Place de la République zeitweilig in Beschlag zu nehmen, müssen wir uns die Orte unseres Alltags aneignen. Wir müssen Wohnen und Verkehr, die Gestaltung von öffent-

lichen Räumen und Parks, kurz: das wirkliche Gewebe der Stadt politisieren. Ein dauerhaftes, im Rhythmus und Leib der gesellschaftlichen Existenz verankertes *Wir* kann nicht an einem *Wo* entstehen, das ein Jenseits, ein Außen, ein vom Alltagsleben abgetrennter Raum ist, in dem Protest sich auf eine kurzzeitige symbolische Unterbrechung beschränkt; es muss in der Stadt, in unseren Vierteln entstehen. So ließe sich das Recht auf Stadt neu fassen: als Bedürfnis nach Aneignung des städtischen Territoriums, auf dem sich das profane Leben abspielt.

Zurück zum Lokalen

Darin besteht im Kern der Gedanke eines Rechts auf Stadt, das nicht mehr auf die Utopie einer politischen Revolution abzielt oder sich als symmetrisches Gegenstück zu einem vermeintlichen »Recht auf Natur« versteht. Vielmehr geht es um den Versuch einer *Reterritorialisierung* der menschlichen urbanen Siedlungsform, indem wir den Sinn für die Räume und Orte schärfen, an denen wir uns bereits befinden. Unsere Viertel, unsere Orte der Begegnung, die Räume, in denen wir arbeiten – das sind *unsere Territorien*. Sie sind dort, wo wir sind. Wir wehren uns gegen einen Trend der Deterritorialisierung, der unseren Sinn für den Ort und die Vielfalt von Lebensweisen beschneidet, indem er die Räume der heutigen Stadt in eine verallgemeinerte abstrakte Konkurrenz zueinander setzt; gegen die Enteignung unseres Vermögens, Orte durch unsere Nutzung dem anzupassen, was wir sind – zugunsten einer marktförmigen Gleichsetzung von Räumen, die bloß konsumiert oder nach einer rein finanziellen Logik verwertet werden; gegen die Enteignung dieses wesentlichen Teils unserer selbst und gegen die wachsende Entfremdung eines städtischen Lebens, das auf eine bloße Karikatur zurechtgestutzt

wird – um all das geht es, wenn wir die Frontlinie an die Orte verschieben, an denen wir uns befinden. Und wir müssen verstehen, dass das Lokale, wie der Philosoph John Dewey meinte, »das höchste Allgemeine darstellt, das, was im Existierenden einem Absoluten am nächsten kommt«. ³

Um bestimmte Entwicklungen kritisch zu analysieren – etwa wie sich wirtschaftliche Ungleichheiten in der Aufteilung des Raums niederschlagen oder ein asymmetrischer Zugang zu materiellen Ressourcen der »räumlichen Gerechtigkeit« entgegensteht –, sollten wir daher nicht so sehr auf makrotheoretische Erklärungen setzen und stattdessen in das Gewebe der Stadt eintauchen, in eine Reihe konkreter, aber dennoch exemplarischer Situationen, in denen ihre Misere zutage tritt. Im urbanen Gewebe, in der direkten Erfahrung der Einwohner, ihrer sinnlichen Wahrnehmung der Stadt zeigt sich, welche Folgen das Fehlen einer wirklichen Architektur hat und was in unseren Beziehungen zum Raum heute auf dem Spiel steht. Und eben hier werden auch Möglichkeiten von Widerstand gegen die Privatisierung und Enteignung von Raum sowie architektonische und soziale Lösungen sichtbar, durch die sich urbane Lebensformen entfalten könnten, die demokratischer und emanzipatorischer sind.

In diesem Sinne nötigen uns solche Überlegungen zu einer politischen Perspektive auf die Stadt, die sich auf dem »mikroskopischen« oder »molekularen« Niveau des gewöhnlichen Lebens bewegt, das sich in ihr tagtäglich abspielt. Deshalb schlage ich die Untersuchung bestimmter negativer Entwicklungen vor, die ich als »urbane Pathologien des Sozialen« bezeichne. Das ermöglicht es uns, die Stadt als eine Art sinnliches Ökosystem der Anerkennung und Verachtung neu zu denken: In scheinbar unschuldigem Design (etwa dem obdachlosenfeindlichen Mobiliar in all seinen Varianten) verbergen sich Signale der Verachtung; unterschwellig und von keinerlei Gewalt begleitet

erhalten bestimmte Gruppen die Botschaft, dass sie unerwünscht sind (etwa in gentrifizierten Cafés, die ab einer bestimmten Uhrzeit keine warmen Getränke mehr servieren); Strategien der Stadtvermarktung machen Shopping und Tourismus zur vorherrschenden Form des Bezugs auf den urbanen Raum, sodass sich das Individuum nur noch als Konsument erfährt; Freiräume für Begegnungen, die nicht produktiv sind, werden stillschweigend zurückgedrängt; Spielplätze für Kinder sind nur noch »mit Gittern umzäunte Parkplätze«, abgetrennt vom öffentlichen Raum; und so fort. Eine mikroskopische Gewalt, die Einzelne und Gruppen in ihrem verborgenen Innersten trifft, nämlich die Bedingung der Möglichkeit tilgt, man selbst oder gemeinsam mit anderen zu sein. Wir stehen dabei nicht einem wirtschaftlichen Unrecht oder dem expliziten Entzug von Rechten gegenüber, sondern einem Ensemble von Signalen der Anerkennung und der Verachtung, die ohne offene Gewalt und auch ohne wirkliche Akteure die grundlegendsten Formen unseres gesellschaftlichen Daseins bestimmen. Man sagt Menschen nicht mehr, dass sie unerwünscht sind; man lässt es sie spüren. Nur ausgehend von dieser unsichtbaren Negativität, die viel weniger manifest ist als makroskopische Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten wie etwa Ghettos, lässt sich jene räumliche Gewalt der heutigen Städte sinnvoll analysieren, die die Quelle von individueller wie kollektiver Identitätsbildung angreift: das Bedürfnis und Streben nach Anerkennung, für das der städtische Raum eines der wichtigsten Werkzeuge darstellt. Dieses grundlegende Bedürfnis ist weder eine rein materielle Notwendigkeit noch zielt es auf eine ausschließlich geistige Befriedigung; vielmehr geht es um unsere Fähigkeit, uns an einem gemeinsamen Ort aufeinander zu beziehen. Das Recht auf Stadt muss heute als Form des Kampfes um räumliche Anerkennung neu gefasst werden, und die Stadt als ein fragiles Ökosystem des gesellschaftlichen Ver-

kehrts, als der Ort des alltäglichen Zugangs zu einem wesentlichen Teil unserer Identität und unserer Gemeinschaften.

Unsere Städte umgestalten

Das Anliegen dieses Buches besteht auch darin, für ein bestimmtes Verständnis von Architektur einzutreten, das heute kaum noch formuliert oder aber rein instrumentell angeführt wird, nämlich für ein von Grund auf *gesellschaftliches* Verständnis – zu einem Zeitpunkt, da einer der bekanntesten Vertreter des Fachs feststellt, dass die Stadt für seine Kollegen kein Thema mehr ist. Rem Koolhaas schreibt:

»Früher bestand die Aufgabe von Architekten darin, eine Gemeinschaft herzustellen (...). Seit dem Triumph der Marktwirtschaft in den späten 1970er Jahren drückt die Architektur nicht mehr die Werte der Gesellschaft, sondern die des Unternehmens aus (...). Unter Losungen von Ruhe und Sicherheit sind die Städte immer weniger wagemutig und immer vorhersehbarer geworden. Um die Situation noch zu verschlimmern, verfassen die Architekten seit dem Zeitpunkt, an dem die Herrschaft des Marktes vollendet wurde, keine Manifeste mehr. Genau in dem Moment, als die Verstädterung in den Entwicklungsländern rasant zunahm, haben wir aufgehört, über die Stadt nachzudenken. *Der Siegeszug der Stadt fällt exakt mit dem Ende unserer Reflexionen über sie zusammen.*«⁴

Gerade jetzt, wo *wir* die Architektur mehr denn je brauchen, haben die Architekt:innen aus Zynismus oder Ohnmacht das Feld des Sozialen geräumt und die emanzipatori-

schen Versprechen der Moderne unumwunden aufgegeben. Während sich »Stararchitekten« in ihren spektakulären Aufträgen sonnen und selbstverliebt der Form frönen, vollzieht sich die unpersönliche Herstellung einer standardisierten Stadt, die immer stärker der kapitalistischen Logik der Raumproduktion unterworfen ist. Gleichzeitig unterliegen Architekten bei der Ausübung ihres Berufs praktischen Bedingungen, die es zunehmend erschweren, die Aufgabe von Architektur umfassend zu erfüllen. In gewisser Weise untergraben die heutigen Zustände die Möglichkeit schlechthin, »Architektur zu machen«.

Die Verkennung der wesentlichen Funktion, die die Architektur für die Herstellung eines gemeinsamen Raums und der räumlichen Voraussetzungen von Demokratie spielt, und eine Art Geringschätzung oder sogar Verachtung für ein Metier, dessen gesellschaftliche Notwendigkeit nicht mehr begriffen wird, haben die Architektur in eine tiefe Krise gestürzt. Die Stadt wird heute *ohne* die Architekt:innen oder *gegen* jeden wirklichen Akt von Architektur hergestellt. Angesichts einer Gesellschaft, in der Raum und Architektur kaum als kulturelle Gegenstände gelten, muss der hier lancierte Appell an die Architekt:innen wie eine Liebeserklärung an ihr Handwerk klingen. Wir brauchen eine Stadt der Anerkennung, nicht der Verachtung, eine Architektur, die menschenfreundlich und einladend, nicht feindselig und abschreckend ist. Mit einem Wort: *eine Architektur der Achtung*. Eine, die sich als politisches Werkzeug dafür versteht, die Voraussetzungen für gesellschaftliche Anerkennung zu schaffen, indem sie unseren alltäglichen Umwelten eine Gestalt gibt. Die Erneuerung des städtischen Raums ist undenkbar ohne die Architekt:innen und ohne eine klare Parteinahme für die Architektur sowie gegen die Pathologien, die die deregulierte Produktion des Urbanen hervorbringt. Aus dem Inneren des pathologischen Raums einer verstümmelten Stadt heraus kann und

muss die Architektur zu einer anderen gesellschaftlichen Konstruktion des Urbanen anregen.

Um in der Stadt von heute wieder Platz nehmen zu können, ist es daher längst an der Zeit, ihrer politischen Sprache entgegenzutreten und von den Verantwortlichen in Bereichen wie Architektur, Projektentwicklung, Planung, Politik und Investment die Berücksichtigung ihres eigentlichen Zwecks zu verlangen: Sie soll dem gewöhnlichen Leben der Bewohner dienen. Somit geht es um einen Appell an die Einwohnerschaft, aber ebenso an die Architekt:innen. Anstatt sich ausschließlich auf technische oder ästhetische Fragen zu konzentrieren, was von einer regelrechten *Desertion vom Feld des Sozialen*, häufig auch von einer Resignation angesichts des eigenen gesellschaftlichen Status zeugt, müssen sie den ethischen Auftrag ihrer Disziplin wieder ernst nehmen. Die Frage der Stadt verweist somit auf ein philosophisches Verständnis des Wesens von Architektur als einer ethischen Disziplin, deren Ziel es ist, alltäglichen Umwelten und gesellschaftlichen Nutzungen von Raum eine Gestalt zu geben. Weder ästhetisches Objekt noch rein technische Angelegenheit, verkörpert sie in jedem einzelnen Fall immer schon eine bestimmte Auffassung des Menschen, seines Ortes in der Welt und der Natur. Gegen eine zum Spektakel verkommene Form von Architektur, gegen ästhetischen Populismus und die technokratische wie kommerzielle Beschlagnahme des Raums geht es darum, den unabweisbar gesellschaftlichen und politischen Charakter von Architektur wieder zur Geltung zu bringen.

Das vorliegende Buch gliedert sich in drei Teile, die drei Arten darstellen, die heutige urbane Wirklichkeit und ihre Probleme zu durchstreifen. Der erste Streifzug folgt Phänomenen, in denen sich die pathologische Entwicklung des städtischen Raums beispielhaft zeigt; er soll negative

Trends sichtbar machen, von denen wir als Bewohner alle betroffen sind – Zeichen der Verachtung und Nichtanerkennung in einem krank gewordenen Raum. Ein zweiter Streifzug ermöglicht es uns, eine theoretische Alternative zur resignierten Hinnahme der zeitgenössischen Gestalt der Städte zu formulieren, indem wir den Gedanken des Rechts auf Stadt neu beleben: als Kampf um Anerkennung und um Wiederaneignung unserer Alltagsräume. Der dritte schließlich untersucht kritisch, wie die Architektur als Disziplin zu einer erklärtermaßen ethischen und sozialen Stadtentwicklung beitragen könnte, indem sie die Bewohner in den Mittelpunkt stellt.